

Die ökumenische Gemeinschaft auf dem Weg nach Vancouver

VON REINHILD TRAITLER

Unlängst, auf dem Flug von Chicago nach Vancouver, kam ich neben einem hemdsärmeligen, runden, wackeren Zeitgenossen zu sitzen. Er wollte in Calgary aussteigen und von dort über die Grenze nach Montana fahren, zwar umständlicher, aber dank der kanadischen Apex-Tarife billiger als ein inneramerikanischer Direktflug. So kamen wir ins Gespräch. Nach dem Mittagessen packte mein Nachbar eine große, reichlich zerlesene Bibel aus der Tasche und schlug den ersten Korintherbrief auf. Er begann, sich angelegentlich und unübersehbar in seine Lektüre zu vertiefen. Ich tat ihm den Gefallen und fragte ihn, ob er Pfarrer sei. Er strahlte und sagte, ja, er sei Pfarrer bei der ökumenisch-missionarischen Gemeinde, und drückte mir ein Traktat in die Hand. Ich las etwas über Jesus, der in allen Lebenslagen den Ausweg anbietet, der Streß und Anspannung überwinden hilft und uns zu Arbeit und Dienst befähigt. Wenn man für Jesus das Wort „Vitamin C“ eingesetzt hätte, hätte es auch gestimmt. „Die ökumenisch-missionarische Gemeinde“ ist also eine fundamentalistische Gruppe, dachte ich, nicht ohne Neugierde, was das Wort „ökumenisch“ in diesem Zusammenhang wohl bedeuten möchte. Ich fragte meinen Nachbarn. „Es heißt, daß die ganze Welt zu Christus bekehrt werden wird, wenn Er wiederkommt, um Gericht zu halten“, kam die Antwort, wie aus der Pistole geschossen.

Eine andere Geschichte kommt mir in den Sinn. Eine Unterredung, geführt vor mehreren Jahren in einem philippinischen Kloster mit einem der radikalen Priester im Untergrund, auf der Flucht vor der Kriegsrechtsmaschinerie des Präsidenten Marcos. „In unserer Arbeit mit den armen Massen unseres Landes haben wir das Elend des Volkes kennengelernt, die Armut, Furcht und Unterdrückung, die das Leben der Mehrheit unserer Bevölkerung kennzeichnet. Dort, wo wir Zeichen von Freiheitswillen und Widerstand gesehen haben, kamen sie von Menschen, die sich mit Marx auseinandergesetzt haben. An diesen marxistischen Brüdern und Schwestern haben wir eine tiefe Liebe zum Menschen entdeckt und ein oft kompromißloses persönliches Engagement für eine gerechtere Gesellschaft, für ein menschlicheres Leben. Sie haben uns geholfen, die Quellen unseres christlichen Glaubens mit neuen Augen zu sehen: Jesus Christus wurde ein unbequemer Sohn Gottes. Ihm folgen war plötzlich nicht mehr allein eine Frage der richtigen Gesinnung. Etwas von dieser Gesinnung mußte in unserem

Leben sichtbar, konkret werden. Wir mußten die gute Nachricht nicht nur predigen, wir mußten sie auch tun. Die Wahrheit muß Gestalt annehmen, damit die Wirklichkeit verändert werden kann. Damals ist uns Christen aufgegangen, was es heißt, ökumenisch zu sein. Es heißt, ernst zu nehmen, daß Gottes Liebe allen Menschen, seiner ganzen Schöpfung zugewendet ist. Das Geheimnis der Liebe Gottes ist, daß sie allen gilt. Das macht uns frei, für alle Menschen, für Freunde und Feinde, für diejenigen, die unseren Glauben teilen, und für die, die das nicht tun. Gottes Liebe für alle stellt unsere Bemühungen in den Rahmen der ganzen bewohnten Erde, der Ökumene, in der das Wohlergehen der einen nicht auf der Ausbeutung und Unterdrückung der anderen beruhen kann. Gottes Liebe für alle relativiert die Einzelinteressen und die Einzelfreiheiten. Meine Freiheit endet, wo die Freiheit des anderen beginnt. Ökumene heißt, sich als Kind Gottes in der weltweiten Gemeinschaft aller Kinder Gottes verstehen. Weil wir das begriffen haben, sind wir auch frei, mit unseren marxistischen Freunden zusammen für eine bessere, liebe-vollere Welt zu streiten.“

Die ökumenische Gemeinschaft von Kirchen und Christen, von Menschen, die eine Welt zu entwerfen und zu leben versuchen, bewegt sich zwischen diesen beiden Geschichten. Als Gemeinschaft, die Jesus Christus als Herrn und Heiland verkündet, ist sie immer wieder herausgefordert, öffentlich von ihrem Bekenntnis Zeugnis abzulegen, und dies so zu tun, daß von der wachsenden Einheit der Glieder am Leibe Christi jene Kraft ausgeht, die die Welt glauben macht. Die zu Christus bekehrte Welt ist Welt in Einigkeit, in Frieden. Freilich werden Einigkeit und Frieden nicht nach der Weise des *deus ex machina* erwirkt. Die Einheit, von der Jesus in Johannes 16 spricht, ist erbetene, nicht programmierte Einheit, ein Prozeß auf Verheißung, nicht Resultat. Die ökumenische Gemeinschaft ist deswegen auch immer herausgefordert, sichtbar zu machen, daß die Liebe Gottes allen gilt, und indem sie dies tut, ein wenig mehr von der fundamentalen Einheit aller Kinder Gottes zu offenbaren.

Die ökumenische Gemeinschaft — eine Gemeinschaft der Konflikte

Die hier umrissene Aufgabe ist um so schwieriger zu bewältigen, als es eine klar definierbare ökumenische Gemeinschaft gar nicht gibt. Wenn man die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen als Grundlage für die ökumenische Gemeinschaft nimmt, so spiegeln sie in ihren eigenen Leben die Konflikte und Gegensätze wider, die die ökumenische Gemeinschaft kennzeichnen. Bereits die Auseinandersetzung darüber, was denn nun die eigentliche und vordrängende Aufgabe der ökumenischen Bewe-

gung, ja was das ökumenische Anliegen überhaupt sei, ist ein ökumenischer Prozeß. Die Fragestellungen und die Versuche, Antworten zu geben, sind kontextuell bedingt, und es hat sich als schwierig erwiesen, verschiedene Kontexte miteinander in Verbindung zu setzen. Gerade dies ist die ökumenische Gemeinschaft immer wieder aufgefordert zu tun: Das Kontextuelle, Partielle im Rahmen der ganzen bewohnten Erde, der universalen Kirche Christi zu überprüfen, es als Anfrage, Herausforderung, Bereicherung, aber auch als der Korrektur bedürftig verstehen zu lernen. Diesen weltweiten Dialog der Kulturen und Konfessionen zu ermöglichen, ist eine um so schwierigere Aufgabe, als es oftmals ein Dialog der Konflikte ist und sein muß: Vielleicht ist die Ökumene letzten Endes der Versuch, die Konflikte zu thematisieren, sie zu bestehen und dennoch Gemeinschaft zu bauen. In diesem Zusammenhang müssen wir auch versuchen, den Begriff des „Konfliktes“ neu einzuschätzen. Gerade unsere kirchliche Tradition hat nicht selten dem Ideal christlicher Konfliktlosigkeit gehuldigt. Wilhelm Dantine hat das einmal den „Mythos des Verschweigens“* genannt. „Dieser Mythos des Verschweigens bringt nie Klärung, sondern Verdrängung.“ Deswegen gibt es keine bessere Klärung und Lösung von Konflikten, als sie ins Bewußtsein zu erheben. „Die Notwendigkeit des Streites um der Wahrheit willen war von Anfang an der christlichen Gemeinde mitgegeben.“* Diese sogenannte „Konfliktualität“ ist geradezu als eine innerchristliche Aufgabe anzusehen.

Während es darum geht, den Mythos des Verschweigens zu überwinden, gilt es andererseits auch, nicht im Konflikt als Prozeß steckenzubleiben. Diejenigen, die im Konflikt „zusammengeworfen“ sind, setzen sich den Konflikten aus in der Hoffnung, eine andere, neue Qualität der Beziehungen herzustellen, die dann vielleicht auch eine andere, neue Sicht der Sachfragen ermöglichen. In der ökumenischen Bewegung haben wir gelernt, daß es möglich ist, Gemeinschaft trotz der Konflikte, ja sogar in den Konflikten zu bauen. Wir haben gelernt, daß manchmal erst wirkliche Gemeinschaft die Konflikte offenbart, weil Verschiedenheiten und Gegensätze um so bewußter werden, je näher sich die verschiedenen Glieder der ökumenischen Gemeinschaft kommen. Das gilt für alle Konflikte. Etwa für:

Konflikte auf kultureller Ebene

Einer der Präsidenten des ÖRK, der Indonesier General Simatupang, hat einmal gemeint, wir leben als Zeitgenossen der einen bewohnten Erde „wie

* Wilhelm Dantine, „Die theologische Dimension des Konflikts“, Vorlesung, Evangelische Theol. Fakultät an der Universität Wien, 1975.

Ungleichzeitige“. Als ich vor Jahren durch ein Urwaldgebiet in Kalimantan reiste, hat es mich sehr berührt zu sehen, wie sehr die kleinen Kinder meinem kleinen Sohn ähnelten. Sie hatten noch die gleichen Reflexe, die gleichen Reaktionen, mit ihnen konnte ich reden, und sie verstanden mich. Mit den Erwachsenen war eine Kommunikation über elementares Menschlichsein hinaus nicht mehr möglich. Nicht nur weil wir keine gemeinsame Sprache hatten, sondern weil wir in verschiedenen Epochen verschiedener Geschichten lebten. Damals ist mir die fundamentale Einheit und das fundamentale Gespaltensein der menschlichen Familie aufgegangen. Mir ist aufgegangen, welche enorme Rolle die Kultur in den menschlichen Differenzierungsprozessen spielt und wie wir die Begegnung mit den anderen, der anderen Rasse, der anderen Kultur sowohl als Bereicherung wie auch als Angst erleben. Ich frage mich noch immer, was das für den Lebensstil der ökumenischen Gemeinschaft bedeutet. Wenn wir „Werkstatt der Weltgemeinschaft“ zu sein versuchen, wie stellen wir sicher, daß nicht die Schwächeren unter die Stärkeren subsumiert werden, daß ökumenische Gemeinschaft nicht Klub unter dem kleinsten gemeinsamen Nenner ist, sondern lebendige Gemeinschaft der Verschiedenen; wie vermeiden wir, daß ein eklektisches Mosaik gebaut wird, und wie ermöglichen wir es allen, die Teil der Gemeinschaft sind, in dieser Gemeinschaft ihre „Schätze“ zu teilen, ihr Leben, ihre Erfahrungen, ihre Ängste, ihre Bedrohungen, ihre Hoffnung? Wie ermöglichen wir das, wenn schon allein das Medium, in dem wir das tun — die Sprache —, eine Barriere darstellt, nicht selten eine gerade für die schwächeren Glieder der Gemeinschaft unüberwindbare Schranke?

Die kulturellen Konflikte sind komplexer, als daß sie durch Sensibilisierung und guten Willen zu lösen wären. Sie spiegeln gleichzeitig Konflikte sozialer Klassen, die sich im Leben von Nationen und in internationalen Beziehungen ausprägen. Dieser Konflikt geht durch die Kirchen, oftmals ohne daß sie ihn wahrhaben möchten. „Reich und arm können nicht wirklich Schwestern und Brüder sein“, sagen heute radikale Christen. Der Unterschied zwischen reich und arm, zwischen Unterdrückern und Unterdrückten ist für sie ein wesentlich schwerwiegenderes Hindernis für die ökumenische Gemeinschaft am Tisch des Herrn als etwa Unterschiede im Eucharistieverständnis der verschiedenen Konfessionen oder ekklesiologische Bedenken gegen die Abendmahlsgemeinschaft unter Christen und Kirchen.

Der Konflikt zwischen den sozialen Klassen und der Verrat an den „armen Teufeln“ der Weltgemeinschaft hat die Frage nach den Armen im Leben und Wirken der Kirchen aufgeworfen. Es ist eine Frage an die Reichen,

an diejenigen, die vielleicht über zu viele Lebens-Mittel verfügen, als daß sie die aller Welt gepredigte Frohe Botschaft noch hören und in ihrem Leben Gestalt gewinnen lassen können. Es ist auch eine Frage an die ökumenische Gemeinschaft, nach welchen Gesichtspunkten sie das Teilen und den Ausgleich organisieren wird: Wenn bis jetzt aus dem Überfluß geteilt wurde, so sind die Reichen nun eingeladen, aus der Substanz zu teilen, wenn „Caritas“ ein wesentliches Motto war, so sind sie nun aufgefordert, hier die Frage nach Rechten zu überdenken. Der „Ausgleich“ (ein altes Ziel der christlichen Gemeinschaft) ist keineswegs mehr eine Frage des guten Willens einiger, er ist heute eine Frage internationalen Rechtes, einer neuen Weltwirtschaftsordnung, neuer nationaler Wirtschaftsordnungen und Strukturen. Viele „reiche“ Christen erleben dies als Bedrohung: Freiwilliges Teilen — ja, internationale Rechte — nein. Strukturveränderungen in der Welt der Armen — ja, in der Welt der Reichen — nein. Miteinander in diesem Konflikt bestehen ist um so schwieriger, als gerade dieser Konflikt mit Ängsten und deshalb mit Defensivreaktionen besetzt ist.

Verschärft ist der Konflikt zwischen arm und reich durch den *Konflikt zwischen den Rassen*, durch die Auseinandersetzung zwischen der Fortschreibung der Kolonialgeschichte und zwischen den Ansätzen der Befreiungsgeschichte in aller Welt. Ein Teil dieser Befreiungsgeschichte ist die *Befreiungsgeschichte der Frauen* in Kirche und Gesellschaft. Die Bedeutung dieser Befreiungsgeschichte haben wir vielleicht noch gar nicht so recht begriffen, weil wir als Männer und Frauen in Denk- und Gefühlsstrukturen gefangen sind, die Teil einer Geschichte von Beherrschung und Abhängigkeit sind. Über den vielen kritischen, ängstlichen oder überschwenglichen Diskussionen zum Stil der Frauenbefreiungsbewegung haben wir manchmal verdrängt, daß diese Bewegung einige fundamentale Fragen an uns stellt: An uns, das heißt, an Männer und Frauen in unseren Kirchen, in unseren Gesellschaften. Die Diskussion über das Dokument der Sheffield-Konferenz über die „Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft“, die während des Zentralausschusses in Dresden (August 1981) geführt wurde, zeigte nur zu deutlich, daß die Kirchen-Väter den Konfliktstoff begriffen haben. Sie zeigte aber auch, daß wir noch mitten im Konflikt sind: Eine Abhängigkeitsgeschichte von Jahrtausenden kann die Sprache der neuen Befreiungsgeschichte der Frauen noch gar nicht verstehen, und auch die Kirchen-Mütter haben es oft nicht leicht, die erworbenen Rollenbilder abzulegen.

Gemeinschaft in Konflikten: letztlich haben wir es mit *Konfessionskonflikten* zu tun. Ich setze diese Konflikte bewußt an das Ende, weil die vor-

her genannten Konflikte durch die Kirchen und durch die Konfessionen hindurchgehen. Um sie herum, in den verschiedenen möglichen Positionen, sind manchmal so etwas wie „transkonfessionelle“ Gemeinschaften entstanden, ja die ökumenische Gemeinschaft hat in allen Ausprägungen ein transkonfessionelles Element an sich. Dennoch, das Leben der Kirchen ist weiterhin geprägt von konfessioneller Tradition und von konfessionellem Ethos. Oftmals ist der kontextuelle Charakter der Konfessionen in einen universalen übergegangen, der Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt. Das macht es vielen westlichen Christen und Kirchen so schwer, neue „konfessionelle“ Elemente in der kontextuellen Theologie und im Glaubensleben der Christen in der Dritten Welt zu sehen. Das macht es auch schwer, die „Wahrheitssuche“ als Prozeß zu verstehen, der nicht mit historischer Festschreibung einer bestimmten Wahrheitserfahrung abgeschlossen ist. Das heißt nicht, daß der Konflikt zwischen den Konfessionen nur durch ständige Relativierung zu bewältigen ist. Hier, wie in allem Bemühen um Einheit, um Transzendieren der Konflikte und Schaffung einer neuen Wirklichkeit, werden wir uns in dem Maße einander nähern, in dem wir als Christen und Kirchen Christus ähnlicher werden. Das Christus - ähnlicher - werden kann uns dann auch freimachen, unsere eigene Geschichte auf diejenigen Elemente hin zu überprüfen, die uns auch heute helfen können, Christus näherzukommen, und auf diejenigen, die uns daran hindern.

Trotz der Konflikte ist ökumenische Gemeinschaft vorhanden, eine zerbrechliche Gemeinschaft von Reichen und Armen, Mächtigen und Machtlosen, von Männern und Frauen, von Christen vieler Traditionen, eine Gemeinschaft der Ungleichzeitigen, die nach einer Sprache suchen, eine Gemeinschaft, die auf Hoffnung lebt, in Ansätzen vorhanden ist, die oftmals neuen Wein in alte Schläuche gießen muß, die damit sich selbst und die Kirchen, die sie trägt, gefährdet. Trotz der Konflikte eine Gemeinschaft, die das ihre tut, „die ganze bewohnte Erde bewohnbar zu machen“*, die aber weiß, daß eine solche wohnliche Erde das ganz andere Reich Gottes ist.

Miteinander unterwegs nach Vancouver

Die Methode der ökumenischen Bewegung ist es, das Miteinander der Verschiedensten, die Bewegung der Konfliktpartner zu ermöglichen. „Die Aufdeckung der Wahrheit ist der Anfang der Hoffnung“, hat Philip Potter

* Werner Simpfendorfer in „Education for Development — Action for Justice“, CCPD Dossier No. 17, 1979.

einmal gesagt. Wenn die ökumenische Bewegung etwas geleistet hat, ist es dieser geduldige Prozeß, verschiedene Einsichten in die Wahrheit einzubringen. Oft waren das unbequeme, ja skandalöse Einsichten für so manche Gesprächspartner, vor allem dann, wenn die Einsicht unmißverständlich Handlungsrichtungen aufzeigte. Aber nicht immer waren einfache oder klare Richtlinien für Konfliktbewältigung gegeben. Vielleicht war dies auch ein notwendiges Stück ökumenischen Wirkens: einzusehen, daß Konflikte manchmal auch stehengelassen werden müssen, da sie nicht immer einfach und vorschnell in die verschiedenen Kategorien der jeweils stärkeren Gesprächspartner abgeschoben werden können. Die Konflikte nicht vorschnell zu harmonisieren ist manchmal auch ein Stück Konfliktbewältigung. Und Gemeinschaft und Liebe einzuüben mit den ganz anderen Menschen, den ganz anderen Gruppen, ist ein Stück auf dem Weg zur Reife, den die ökumenische Gemeinschaft zurückzulegen hat.

Die Vorbereitung auf die Sechste Vollversammlung in Vancouver nimmt die ökumenische Methode der Begegnung bewußt in den Vorbereitungsprozeß dieser Vollversammlung auf. Der Vollversammlung wird ein ausge dehntes Programm von etwa sechzig ökumenischen Teambesuchen und eine Reihe von regionalen Vorbereitungstagungen vorangehen. Diese Besuche sollen es ermöglichen, das Thema gemeinsam mit den Kirchen zu entfalten, besondere Anliegen aus den Kirchen in die Vorbereitung einzubringen und Gelegenheit zu geben, mit den Kirchen die Programme des Ökumenischen Rates zu befragen und zu hinterfragen. Natürlich sind die Besuche auch der Versuch, die Vollversammlung an einen viel größeren Kreis von Personen heranzutragen, als dies die eigentliche Veranstaltung im Juli 1983 zu tun imstande ist: Es wird sozusagen eine reisende Vollversammlung, die Menschen, Kirchen, Kulturen in diesem Prozeß zusammenbringt.

Was ist neu an diesem Prozeß? Reisen, Begegnungen, Besuche, ja sogar Teambesuche stehen doch auf der Tagesordnung der Kirchen und des Ökumenischen Rates. Was mir neu zu sein scheint ist, daß hier der Versuch gemacht wird, die Begegnung auf der Repräsentativebene (zwischen Bischöfen, Kirchenbeamten und Experten) um Begegnungen auf vielen Ebenen unterhalb der Repräsentativebene zu ergänzen. Die Darstellung kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens soll nicht alleine von den Repräsentanten besorgt werden, sondern das „Volk Gottes“ im weiteren Sinn soll an dieser Darstellung beteiligt werden. Ebenso soll die Vermittlung ökumenischer Fragen nicht allein die (kaum zu bewältigende) Aufgabe der Repräsentanten sein. Sie soll vielmehr gemeinsam von vielen kirchlichen Gruppen, von Gemeinden selbst geleistet werden. Das ist keineswegs ein Mißtrauensvo-

tum an die Repräsentanten: Es ist vielmehr der Versuch, den ökumenischen Lernprozeß ein wenig mehr zum Lernprozeß der Mehrheiten zu machen, das, was bereits von Gruppen und Gemeinden geleistet wird, zu stärken, Daten von der Basis einzuholen für die Vorbereitung der Vollversammlung und auch Ökumene miteinander zu feiern.

Warum dazu das Modell der ökumenischen Teambesuche gewählt wurde? Einmal wohl deswegen, weil in vielen ökumenischen Lernprozessen klar geworden ist, daß Menschen nur durch Erfahrung lernen. Das konstituiert die Schwierigkeit der Vermittlung ökumenischer Dokumente: Dort, wo Menschen nicht eine „ökumenische Primärerfahrung“ gemacht haben, ist es sogar schwierig, sie zum Lesen solcher Texte zu bewegen.

Ökumenische Besuche bieten eine Möglichkeit, eine solche Erfahrung zu machen. Manchmal werden sie mehr interpretierende, manchmal mehr zuhörende Funktion haben. Manchmal kann eine Gruppe von außen als Katalysator für Probleme und uneingestandene Konflikte in der eigenen Gemeinschaft wirken, manchmal kann sie die richtigen Fragen stellen, die man eigentlich längst selbst hätte stellen müssen.

Vor Jahren hat die ÖRK-Kommission für Kirchlichen Entwicklungsdienst einen Teambesuch in Großbritannien organisiert. Wir haben uns damals gewundert, warum unsere Partner auf einem Teammitglied aus der Karibik bestanden. Immerhin lebten Zehntausende von Westindern in Großbritannien. Aber später wurde uns klar: Jemand von außen mußte darauf hinweisen, daß Solidarität mit der Dritten Welt im eigenen Land beginnt, daß es nicht angeht, über Gerechtigkeit in internationalen Beziehungen zu reden, wenn man nicht gleichzeitig über Gerechtigkeit zu Hause spricht, daß die Überwindung des Rassismus, der Feindbilder und kulturellen Stereotypen in der eigenen Gesellschaft beginnen muß und daß die Slums der europäischen Großstädte in einer Wohlstandsgesellschaft nicht weniger schockierend sind als die von Kalkutta. Manchmal muß jemand von außen kommen, damit wir Raum machen in unserem Leben für diese Fragen, damit der Mythos des Schweigens entmythologisiert werden kann.

Freilich bergen solche Besuche auch immer die Gefahr, die Situation aufseiten der Besucher wie der Besuchten zu verharmlosen: in der kurzen Situation der Besucher steckt immer ein Stück „Exotik“, ein Stück Tourismus. Die Schwierigkeiten des gelebten Lebens sind nicht immer völlig gegenwärtig. Das ist Problem und Chance zugleich. Gerade weil nicht alle „wenn“ und „aber“ parat sind, fällt es oft leichter, einen gordischen Knoten einfach zu zerhauen, eine neue Situation zu schaffen, eine ganz andere Möglichkeit aufzuzeigen, zum Handeln anzuregen. Gerade weil nicht alle

Zusammenhänge, alle den Wald verdeckenden Bäume die Sicht verbauen, kann ein Besucher oft einen gesamthaft richtigen Eindruck formulieren, der manche falsch bewerteten Einzelheiten ins richtige Licht rückt. „Man sieht sich wie in einem Spiegel“, haben die Schweden nach dem von der Kommission für Weltmission und Evangelisation des ÖRK veranstalteten ökumenischen Teambesuch in Schweden gesagt. Man sieht sich vertraut und doch fremd. Ein Team kann so einer Kirche, Gemeinden, einzelnen helfen, sich mit anderen Augen zu sehen, Bestandsaufnahme zu halten, vielleicht „Buße“ zu tun — sich der Fehler, Versäumnisse, der Korrekturbedürftigkeit bewußt zu werden.

Was neu ist an dem Prozeß, ist auch die Tatsache, daß die Vorbereitungsarbeit für Vancouver offen gehalten wird, auf Rückmeldungen, Lernergebnisse, Anliegen, Vorschläge wartet. Im Hinblick auf seine Effizienzkriterien könnte dies ein gefährlicher Prozeß sein, ständigen Änderungen ausgesetzt. Im Hinblick auf das Problem der Auswahl dessen, was in die Vorbereitung einmünden wird, ist es ein schwieriger Prozeß, der über die Besuche, über regionale Treffen und über den Zentralausschuß laufen wird. Im Hinblick auf Prozesse ökumenischen Lernens und ökumenischer Kommunikation ist es ein mutiger Prozeß: Man hat sich auf nicht mehr und nicht weniger eingelassen, als die „Gemeinschaft in Konflikten“ auf die Probe zu stellen. Wieweit dabei ein Stück vermittelt und ein Stück gelernt werden kann, wieweit ein Stück erfahren wird von der Einheit der einen bewohnten Erde, wieweit Konflikte akzeptiert und Liebe geübt werden kann, wieweit damit Feindbilder abgebaut und Trennungen überwunden werden können, wieweit wir alle dabei ein Stück Mauer zwischen Menschen niederreißen und ein Stück näher zu Christus kommen, das hängt von uns selbst ab.